

GÜTERS DIE  
LOHERVISION  
VERLAG SEINER  
HAUS NEUENWELT





Norbert Fink

## **Hallo Welt, hier Kirche**

Von einem, der auszog,  
den Glauben zu rocken

GÜTERS DIE  
LOHERVISION  
VERLAGSEINER  
HAUSNEUENWELT



## **INHALT**

---

**Vorwort** ..... 6

**1. Gott**

oder: Gut, dass wenigstens einer einen Plan hat .... 11

**2. Daniela Katzenberger**

oder: Von der Liebe Gottes zur besten Sendezeit .. 29

**3. Franziskus**

oder: Es lohnt sich, den Papst keinen guten Mann  
sein zu lassen ..... 55

**4. Die Fantastischen Vier**

oder: Vom Mut, kreativ zu sein ..... 73

**5. Jesus**

oder: Den dritten Weg finden, wenn es nur rechts  
oder links zu gehen scheint ..... 91

**6. Frère Roger**

oder: Auf der Suche nach einer Gemeinschaft,  
die trägt ..... 111

**7. Der Mann im Gefängnis**

oder: Von Vorbildern und dem, was dich prägt ..... 127

**8. Elvis Presley**

oder: Priester sind auch nur Menschen ..... 149

**9. Paulus**

oder: Keine Angst vor großen Sämaschinen ..... 161

**10. Mr. Keating**

oder: Wenn Gott dir im Kino begegnet ..... 177

**11. Irena Fink**

oder: Christen dürfen beides, trauern und hoffen ... 201

**Nachwort** ..... 220

## VORWORT

---

»Mit Hüftschwung und Halleluja«, »Bist du jeck? – Nein, katholisch«, »Rap, Gott und Rock'n'Roll« – drei Ideen, wie dieses Buch hätte heißen können. Doch alle drei hätten letzten Endes zu kurz gegriffen. Ja, ich bin katholischer Priester, ich bin Elvis-Fan und ich rappe. Aber dieses Buch ist keine Biografie. Es heißt »Hallo Welt, hier Kirche«, weil ich die wunderbarste Botschaft der Welt verkünden möchte: Gott ist da – heute! Und er liebt dich – immer!

Ein frommes Buch also? Es geht um Berufung und Gebet, um Jesus und Gemeinschaft im Glauben ... von daher: ja! Aber es geht auch um den Mut, kreativ zu sein, um Vorbilder im Leben, um Facebook und Filme ... von daher: nein! Kirche und Welt, das sind für mich keine Gegensätze. Wenn Kirche mitten unter den Menschen ist, ist sie da, wo sie hingehört. Immer wieder versuche ich als Priester und als Mensch (auch das ist kein Gegensatz), auf den ersten Blick Unvereinbares miteinander zu vereinbaren. Dass das auch für dieses Buch gilt, zeigt schon ein Blick ins Inhaltsverzeichnis. Anders ließe sich das Nebeneinander von Papst Franziskus und den Fantastischen Vier, von Daniela Katzenberger und dem Apostel Paulus kaum erklären.

Ich möchte mit diesem Buch zeigen, dass es sich als gläubiger Christ im 21. Jahrhundert wunderbar leben lässt, dass man als »moderner Mensch« sogar hervorragend katholisch sein kann und dass Kirchenmänner nicht alle lebensfremd und alt sind, immer nur beten und keine Ahnung haben von Fußball und Frauen (zugegeben: als Jugendlicher war das auch meine Vorstellung).

Dabei geht es mir weniger um die Institution Kirche, sondern vor allem darum, dass der Einzelne eine Beziehung zu Gott hat. Ich möchte Mut machen, Gott zu suchen, ihm zu vertrauen und mit ihm zu leben.

Ich schreibe in diesem Buch unter anderem über meine Elvis-Leidenschaft und meine Rap-Videos, über meine Berufung und meine Vorbilder, über meine Entdeckung von Taizé und über den Tod meiner Mutter. »Hallo Welt, hier Kirche« ist in diesem Sinne ein sehr persönliches Buch, aber es ist kein: »Hallo Welt, hier ich«. Wann immer ich über mich schreibe – über Erfahrungen, die ich gemacht habe, über das, was ich glaube, oder das, wie ich lebe –, gebe ich nur Beispiele. Denn ich bin überzeugt davon, dass Glaube immer durch Personen vermittelt wird. Dabei geht es weniger um »Glaubenswissen« als vielmehr um die Lust daran, selbst mit Gott in Beziehung zu treten. Diese Lust kann jeder wecken: Omas und Opas, Mütter und Väter, (Ehe-)Partner, Freunde und Arbeitskollegen, ... dazu braucht man keine Weihe! Aber für uns Priester und Diakone, Ordensleute und alle Frauen und Männer im kirchlichen Dienst gilt der Auftrag natürlich erst recht: Wir sollen Lust machen auf Gott und andere für den Glauben begeistern! Nicht, indem wir allgemeine Glaubenswahrheiten verkünden, sondern indem wir andere daran teilhaben lassen, wie wir mit Gott leben, was uns bewegt, was wir hoffen und glauben, was uns stark macht und auch, was uns schwächt, woran wir zweifeln und womit wir uns schwertun.

Ein ganz klein wenig muss ich dafür weiter ausholen und im ersten Kapitel zunächst erzählen, wie ich dazu gekommen bin, Priester zu werden – schließlich ist diese Berufung die Grundlage alles Folgenden. Bitte also keine Angst haben, wenn nach den ersten zehn Seiten der Eindruck aufkommt, eine »Fink-Biografie« gekauft zu haben ...

es wird sich schnell herausstellen, dass die Frage nach Gottes Plan fürs eigene Leben nicht nur für Priesteramtsanwärter relevant ist.

Bei allem, worüber ich schreibe, gilt: Weder habe ich die Weisheit mit Löffeln gefressen noch die Wahrheit gepachtet. Mein Weg ist mein Weg und muss keineswegs für alle der richtige sein. Wie der Religionsphilosoph Martin Buber es so treffend formuliert hat: »Alle Menschen haben Zugang zu Gott, aber jeder einen anderen.« Indem ich von meinem Weg berichte, möchte ich andere ermuntern, ihren Weg zu suchen und zu gehen. Nicht jeder braucht nach Taizé zu fahren, aber ich fände es schön, wenn jeder nach Orten suchen würde, wo er Gemeinschaft im Glauben erfahren kann. Nicht jeder braucht in Kinofilmen nach religiösen Motiven zu suchen, aber es wäre toll, wenn jeder dafür offen wäre, Gottes Spuren auch dort zu entdecken, wo er sie nicht unmittelbar erwartet. Nicht jeder braucht Priester zu werden, aber ich würde mir wünschen, dass jeder sich die Frage stellt: »Wozu bin ich berufen?« Und nicht jeder Priester braucht zu rappen, aber es wäre schön, wenn jeder überlegen würde, wie er neue Wege der Verkündigung gehen kann.

Denn Jesu Auftrag lautet: »Geht hinaus in die ganze Welt, und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen!« (Markus 16,15) Das kann doch nicht heißen: Gehet hin und verkündet das Evangelium nur denen, die sonntags in die Messe kommen. Und auch nicht: Gehet hin und verkündet das Evangelium – aber nur in den Momenten, in denen ihr einen Priesterkragen tragt. Wer von der Frohen Botschaft begeistert ist, darf sich nicht in den Kirchen, Sakristeien, Pfarrhäusern und -heimen verstecken, sondern muss dahin gehen, wo die Menschen sind. Er muss auf die zugehen, die eher auf YouTube als auf der

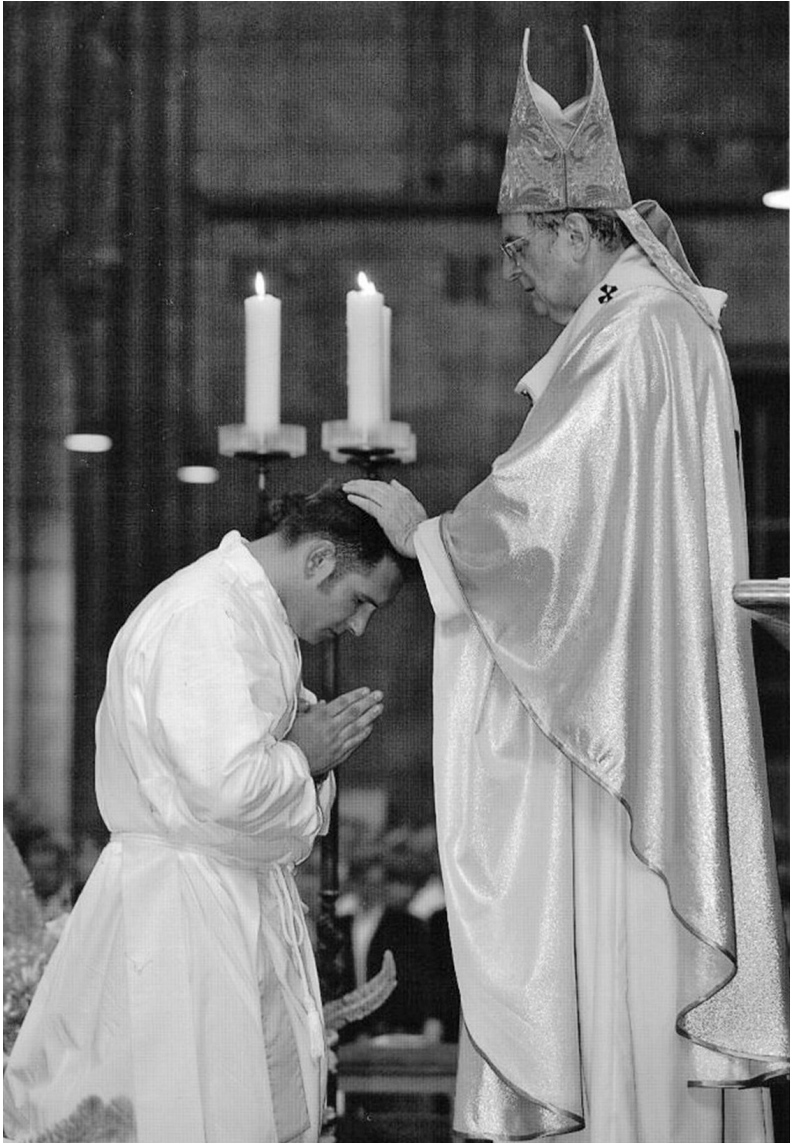


Vatikan-Website surfen. Die, die lieber Rap, Rock oder Pop hören als Choräle und Orgel-Werke. Die, die lieber ins Kino gehen als in die Kirche. Die, die eher Daniela Katzenberger auf RTL II gucken als religiöse Dokus auf Bibel TV.

Dieses Buch ist für euch! Es ist für alle! Bitte also nicht wundern, wenn ich an der einen oder anderen Stelle vermeintliche Selbstverständlichkeiten erkläre. Wenn ich also zum Beispiel davon schreibe, dass Medien mir helfen, die Frohe Botschaft auszusäen, ohne dass ich weiß, auf welchen Grund sie fällt, werden »gut christlich« sozialisierte Leser sofort an das biblische Gleichnis vom Sämann denken. Da dieses Buch aber ausdrücklich nicht nur für religiöse Insider ist, habe ich das Gleichnis in voller Länge zitiert. Umgekehrt gilt, dass mancher vielleicht die Augen verdreht, wenn ich englische Liedtexte ins Deutsche übersetze oder erkläre, was es mit dem Liken und Teilen und Kommentieren bei Facebook auf sich hat. Diesen Lesern sei gesagt: Nicht jeder spricht Englisch und für einige meiner Mitbrüder zum Beispiel (und auch an die wende ich mich mit diesem Buch, sozusagen im titelumgekehrten Sinne »Hallo Kirche, hier Welt!«) sind Facebook & Co. Neuland.

Ich wünsche allen, die dieses Buch lesen, dass sie sich gut unterhalten fühlen und dass sie Lust bekommen, Gott in ihr Leben zu lassen. Gott ist die Liebe! Er will, dass wir das Leben in Fülle haben. Egal, was in unserem Leben schief läuft, was wir selbst verbockt oder andere uns kaputt gemacht haben: Gott hält uns, Gott trägt uns, Gott liebt uns, Gott vergibt uns! Er ist ein Gott der Möglichkeiten. Nutzen wir sie!

*Norbert Fink*



*Priesterweihe im Kölner Dom am 27. Juni 2003 durch Kardinal Joachim Meisner.  
© privat*

## **GOTT**

**oder: Gut, dass wenigstens einer einen Plan hat**

---

**1**

Es sind bloß zwei kleine Strichmännchen-Bilder, aber beim Betrachten muss ich immer wieder schmunzeln: Auf Bild eins sitzt das Männchen auf einem Fahrrad, vor sich eine gerade Linie, an deren Ende eine große Zielflagge. Auch auf Bild zwei sitzt das Männchen auf einem Fahrrad, vor sich ein ständiges Auf und Ab, Steine, die im Weg liegen, eine Hängebrücke, die es zu überqueren gilt, ein See mit einem Boot und einer anderen

11

Person darin, eine Wolke, aus der es heftig regnet, und immer wieder auf den Höhen dieser Berg- und Talfahrt kleine Etappenziel-Flaggen. Die Überschriften der Bilder: »Dein Plan« und »Gottes Plan«. Warum kompliziert, wenn es auch einfach geht? Oder in den Worten des Apostels Paulus in seinem Brief an die Römer: »O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unergründlich sind seine Entscheidungen, wie unerforschlich seine Wege!« (Römer 11,33)

Immer wieder begegne ich Menschen, die mich nach dem Warum fragen. Warum die Steine im Weg, die Hängebrücke, der Regen, wenn Gott es doch gut mit uns meint? Warum Krankheit, Leid und Tod? Eine Frage so alt wie die Menschheit. Nur, weil ich Priester bin, heißt das aber leider nicht, dass ich die Antwort kenne. Im Gegenteil: Angesichts von Krankheit, Leid und Tod bleiben auch für mich viele Fragen offen. Ich vertraue nur darauf, dass ich sie letzten Endes beantwortet bekommen werde, oder richtiger: dass es eines Tages gar nicht mehr nötig sein wird, danach zu fragen, weil dann von sich aus alles klar sein wird. Für mich ist die Frage deswegen weniger »Warum liegen da Steine auf meinem Weg?« als »Was mache ich daraus?« Und in der Überzeugung, dass Gott sich schon etwas dabei gedacht haben wird, kann ich versuchen, das Beste daraus machen, und darauf vertrauen, dass Gott mir auch die Kraft dazu schenkt. Aber das ist natürlich längst nicht so leicht umgesetzt, wie es gesagt ist. Auch ich habe schon oft mit Gott gerungen, habe Herausforderungen bewältigen müssen und nach dem richtigen Weg gesucht.

Das ging schon los mit dem Umzug aus Polen nach Deutschland, der mich mitten im dritten Schuljahr plötzlich aus meiner Familie und meinem Freundeskreis gerissen hat. Da wir unter dem Vorwand ausge-

reist sind, meinen Vater in Westdeutschland besuchen zu wollen, konnte jeder nur einen Koffer mitnehmen, um kein Misstrauen zu erwecken. Zu Hause haben wir alles stehen und liegen lassen, so, als würden wir nur kurz in Urlaub fahren, und meine Oma hat dann später alles verkauft. Plötzlich saß ich als Neunjähriger in Bergneustadt in der Grundschule – ohne ein einziges Wort Deutsch zu können. Zum Glück gab es in meiner Klasse einen polnischstämmigen Jungen, der mir vieles übersetzt hat. Dank ihm wusste ich zumindest, dass wir ein Diktat schreiben sollten. Das Ergebnis allerdings war ein Desaster: Bei hundert Wörtern hatte ich neunzig Fehler.

Aber ich habe damals nicht den Kopf in den Sand gesteckt, sondern Deutsch gepaukt. Ich wollte mich unbedingt mit den anderen Kindern verständigen können. Weil es zu Hause kaum Ruhe gab zu lernen, habe ich mich manchmal im Vorratsraum eingeschlossen, um Vokabeln zu üben. Mein Glück war, dass ich für die Sommerferien eine private Nachhilfelehrerin bekam. Der Einzelunterricht war genau das Richtige, und nach sechs Wochen konnte ich Deutsch, konnte mit den anderen Kindern reden und dem Unterricht folgen.

Heimweh hatte ich natürlich trotzdem, aber das wurde ein bisschen betäubt durch das Staunen über diese völlig neue Welt, in die ich da geraten war. Bei meinem ersten Besuch in einem deutschen Supermarkt dachte ich, ich wäre im Paradies. Was es da alles gab! Früchte, die ich nur aus Filmen kannte. Lebensmittel in Hülle und Fülle. In Polen hatten wir mit Lebensmittelmarken anstehen müssen für das wenige, was es gab, und manchmal haben wir auch nur von dem gelebt, was Oma selbst gemacht hat. Zu Hause hatte auch in meiner ganzen Familie nur ein Einziger ein Auto – und darauf hatte mein Onkel fünfzehn Jahre gewartet. Und hier?

Mit am coolsten aber fand ich, dass ich amerikanische Filme schauen konnte: Rambo, Rocky, Star Wars ... das alles war für mich Freiheit!

### **Leidenschaftslos katholisch**

Anders als viele meinen, spielten Glaube und Religion für mich und in meiner Familie damals keine große Rolle. Das war eher so etwas wie eine nicht hinterfragbare Selbstverständlichkeit. In die Kirche gegangen sind wir dort, wo in unserer Gegend Messen auf Polnisch gefeiert wurden. Aber nachdem wir einmal Anschluss gefunden hatten und heimisch geworden waren, sind meine Eltern nur noch unregelmäßig zu Festtagen im Gottesdienst gewesen. Ich habe zwar anfangs in den polnischen Messen als Ministrant gedient und bin mit 15 Jahren in meiner Gemeinde zur Firmung gegangen, aber eben eher, »weil man das so macht«.

Viel wichtiger war mir damals die Schule. Ich war stolz, nach der Grundschule auf die Realschule gehen zu dürfen, und noch stolzer, den Realschulabschluss mit Q-Vermerk geschafft zu haben, also mit Qualifikation fürs Gymnasium. Da fand ich mich dann allerdings plötzlich in einer völlig anderen Leistungswelt wieder und bin in Stufe 11 gründlich abgeschmiert. Auf dem Halbjahreszeugnis hatte ich damals vier Fünfen! Wieder hieß es also: lernen, lernen, lernen. Mit Erfolg: 1995 habe ich mein Abitur geschafft – allerdings ohne irgendeinen Plan, was ich damit anfangen sollte. Großartig Zeit, mir das zu überlegen, hatte ich nicht, da ich als Pole in Deutschland weder zur Bundeswehr, noch als Zivi Ersatzdienst leisten musste. Kurzentschlossen habe ich mich einfach einem Mitschüler angeschlossen, der nach dem Abitur auf die Höhere Handelsschule in Gummersbach ging. Viel lieber hätte ich zwar die Schauspielschule in

Berlin besucht, aber damit hätte ich meinen Eltern gar nicht zu kommen brauchen. Schließlich hatten sie Polen verlassen, damit wir es mal besser haben sollten, nicht, um eine »brotlose Kunst« zu erlernen.

In dieser Zeit rund um das Abitur ist mir der Glaube langsam wichtiger geworden. Ich habe mir die Sinnfrage gestellt, wollte wissen, »Wozu bin ich hier?«, und war sehr empfänglich für alles, was eine Antwort versprach. Bei Leuten aus meiner Stufe, die in einer Freikirche engagiert waren, habe ich gesehen, wie sie total gelassen auf Gottes Fügung vertrauten. Ich fand das faszinierend und habe sie mal zu einem ihrer sogenannten Jung-schar-Abende begleitet. Danach war ich völlig geflasht! Junge Leute, Teenager wie ich, die ganz offen und unverkrampft miteinander über den Glauben sprachen und zusammen beteten ... das hätte ich nicht für möglich gehalten. Und das war eine sympathische Truppe. Nach und nach habe ich immer mehr Zeit mit den Freikirch-lern verbracht und mich an ihren Aktionen beteiligt.

So lange, bis meine Eltern das mitbekamen. Sofort hatten sie die Sorge, ich würde konvertieren, was man als »anständiger Pole« einfach nicht tut, und baten mich: »Frag doch bei uns in der Gemeinde mal den Pfarrer, ob du nicht da etwas in der Jugendarbeit machen kannst.« Da ich nie daran gedacht hatte, zu konvertieren, hatte ich nichts dagegen. An einem Mittwochabend ging ich also nach dem Gottesdienst zum Pfarrer in die Sakristei, stellte mich kurz vor – er kannte mich ja noch von der Firmung – und fragte, ob ich mich in der Jugendarbeit irgendwo einbringen könne. Die Antwort war so kurz wie unmissverständlich: »Nein!« Nichts davor, nichts dahinter. Kein »Schön, dass du fragst, aber im Moment gibt es leider nichts«, kein »Spontan fällt mir nichts ein, aber ich überleg mal«. Bloß: »Nein!« Ich weiß nicht, wa-

rum er so ablehnend reagiert hat. Ich weiß nur, dass ich mich dadurch einerseits vor den Kopf gestoßen fühlte, andererseits aber auch bestätigt: Bei den Katholiken gab es halt gar keine Jugendarbeit, so mein Gedanke. Dass ich zwölf Jahre später als Jugendseelsorger für den Oberbergischen Kreis genau dort und genau dafür zuständig sein würde, hätte ich mir damals nicht träumen lassen.

Nachdem er mich zunächst hatte abblitzen lassen, lud mich der Pfarrer dann aber zumindest ein, an einem Glaubenskurs in meiner Gemeinde teilzunehmen. Darin waren unter anderem gemischt-konfessionelle Ehepaare und Leute, die konvertieren wollten. In dem Kurs kam viel Theologisches zur Sprache, und das war etwas, was ich aus der Freikirche so nicht kannte. Es ging um Kirchengeschichte, um Sakramentenlehre, um Dogmatik ... spannendes Neuland für mich. Nach dem Kurs war aus dem ersten »Nein« des Pfarrers die Frage geworden, ob ich mir vorstellen könnte, Firmkatechet zu werden. Konnte ich! Und als solcher wurde ich dann eingeladen zu einer Fahrt nach Medjugorje, einem Marienwallfahrtsort in Bosnien und Herzegowina. Ich hatte noch nie von diesem Ort gehört, und meine Marienfrömmigkeit lag ziemlich stabil bei null. Die Vorstellung aber, mal herauszukommen aus dem Oberbergischen, gefiel mir. Und der Gedanke, nachher damit angeben zu können, in einem Kriegsgebiet gewesen zu sein – es war ja die Zeit der Jugoslawienkriege – gefiel mir auch. Ich war zwanzig – und ich war doof!

### **Eine schmerzvolle Einsicht und ein Liebesschock, der alles veränderte**

Heute kann ich sagen: Zum Glück setzt Gott da an, wo es für dich passt – und wenn es naive Abenteuerlust ist – und dreht es dann für dich um. Während der Gebete, der



Gottesdienste und vieler Gespräche mit anderen Gläubigen in Medjugorje hat sich plötzlich etwas getan bei mir. Die Frömmigkeit dieses Ortes war mir zwar völlig fremd, aber mir wurde dort bewusst, dass in meinem Leben bisher so einiges schiefgelaufen war. Vielen Leuten hatte ich weh getan und fast alle zehn Gebote schon mal gebrochen. Diese Erkenntnis tat richtig übel weh. Da hat sich alles in mir zusammengezogen und ich bin vor lauter Verzweiflung zur Beichte gegangen, um den Schmerz loszuwerden. Ich war seit meiner Firmung nicht mehr beichten gewesen und hatte bis dato auch überhaupt keinen Drang danach verspürt, aber auf dieser Wallfahrt hat es mich plötzlich gepackt. Ich habe mir eine halbe Stunde lang alles von der Seele geredet und nach der Absolution, also der Lossprechung von meinen Sünden, überkam mich eine solche Freude ... ich habe auf dem Platz getanzt! Später war Rosenkranzgebet und Messe und Anbetung, und während der Anbetung hatte ich auf einmal das Gefühl, dass mein Herz platzen müsste, so sehr habe ich Gottes Liebe gespürt. Das war im ersten Moment wirklich ein Schock. Ich dachte, es zerreißt mich. Die Erkenntnis, dass Gott Mensch geworden ist in Jesus, dass dieser Jesus in der Hostie da vorne tatsächlich anwesend ist und dass er mich über alles liebt, das war fast nicht auszuhalten. Dieser Moment hat mein Leben verändert.

Dass ich Priester werden könnte, ist mir damals allerdings noch nicht in den Sinn gekommen. Zunächst war da nur der unbändige Wunsch in mir, diesen Gott besser kennenzulernen, immer mehr über ihn zu erfahren und ihm immer näher zu kommen. Ich habe mir von da an täglich eine halbe Stunde Zeit genommen fürs Gebet, habe in der Bibel gelesen und wenn möglich auch an Werktagen die heilige Messe besucht. Groß erzählt habe

ich niemandem von dem Erlebnis in Medjugorje, aber offenbar hat es mich so verändert, dass es anderen auffiel. Meine Familie meinte, ich sei viel ausgeglichener und freudiger, und auch meine Firmlinge haben das gespürt.

Geholfen hat mir in meinem Bestreben, im Glauben und in der Liebe zu wachsen, Kaplan Fritz May, der damals als Neupriester in unsere Gemeinde kam. Ich hatte noch nie einen so jungen Priester erlebt, einen, der so viel Liebe im Herzen hatte für Gott und die Menschen und eine solche Begeisterung ausstrahlte. Seine frohe Art war wirklich ansteckend. Er hat eine Theater-AG gegründet, mit der wir christliche Schauspiele aufgeführt haben. Er hat einen Glaubenskurs und einen Gebetskreis ins Leben gerufen und Fahrten mit uns gemacht. Oft habe ich mit ihm über Gott und die Welt diskutiert und mich daran gefreut, was für ein herzensguter Mensch und Priester das war.

Und noch immer kam mir nicht in den Sinn, dass das auch ein Weg für mich sein könnte. Denn mein zweites Anliegen nach »Gott näher zu kommen« war es, »einem Mädchen näher zu kommen«. Dass das katholisch sein sollte, versteht sich von selbst, und so trat ich mit besten, wenn auch keineswegs gesanglichen Absichten in den Jugendchor in Gummersbach ein: Frauen-Überschuss garantiert. Über meine musikalischen Erfolge dort sei an dieser Stelle der Mantel des Schweigens gebreitet. Was das Mädchen anging, sah es besser aus, aber auch das soll hier nicht Thema sein. (Wer mehr zu »Norbert und die Frauen« wissen möchte, braucht aber nur weiterzulesen ... schon im nächsten Kapitel wird er fündig.)

Eines Tages fragte mich ein Mitsänger – oder, was mich angeht, richtiger: Mitbrummer –, ob ich ihn nach der Chorprobe nach Hause fahren könne. Unterwegs im

Auto sagte er mir – völlig ohne Vorwarnung – auf den Kopf zu: »Norbert, du wirst Priester.« Dass ich damals keinen Unfall gebaut habe, ist wahrscheinlich göttlicher Fügung zuzuschreiben. Jedenfalls war ich geschockt. Das war eine Beleidigung für mich. Priester? Ich? Wie kam dieser Kerl darauf? Ein Typ im Übrigen, den ich nicht besonders mochte, in meinen Augen eher ein religiöser Spinner. »Wie kommst du darauf?«, wollte ich wissen. »Ich kann es nicht sagen«, meinte er. »Ich spüre das einfach.« Eine Antwort, die mich erst recht fuchsteufelwild gemacht hat. Da war dann auch nichts mehr mit freudiger Ausgeglichenheit: Als wir ankamen, habe ich ihn kurzerhand aus dem Auto geschmissen.

Aber was der Mitsänger gesagt hatte, ließ sich leider nicht so einfach abschütteln. Der Gedanke saß in meinem Kopf fest – mitsamt der Abneigung, die er in mir auslöste. Die Priester, die ich kannte, das waren in meinen Augen völlig weltfremde Menschen. Daran hatte auch ein Fritz May als rühmliche Ausnahme nur wenig ändern können. In unserer Abi-Zeitung hatte ich noch ein halbes Jahr vorher als Gag die Frage »Was willst du mal werden?« mit »katholischer Priester« beantwortet. Genau so, als hätte ein Boxer diese Frage mit »Primaballerina« beantwortet. Doch so negativ ich zunächst auf diesen Stachel reagierte, der in mir steckte, er führte dazu, dass ich Bibeltexte plötzlich anders las, Lesungen anders hörte. »Jetzt aber – so spricht der Herr, der dich geschaffen hat, Jakob, und der dich geformt hat, Israel: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich ausgelöst, ich habe dich beim Namen gerufen, du gehörst mir.« (Jesaja 43,1) Ich hörte diese Worte und fühlte mich angesprochen. »Als Jesus von dort wegging, sah er einen Zöllner namens Levi am Zoll sitzen und sagte ihm: Folge mir nach! Da stand Levi auf, verließ alles und folgte ihm.«

(Lukas 5,27-28) Ich las das und fühlte mich angesprochen. Aus dem »Wie kommt der Kerl da drauf?« wurde so nach und nach ein »Kann das sein? Kann Gott das wirklich von mir wollen?«

Auf der Höheren Handelsschule, die ich mit so wenig Begeisterung absolvierte, wie ich sie begonnen hatte, stand ich zu der Zeit kurz vor dem Abschluss. Und was dann? Ein Theologiestudium schien mir nicht das Schlechteste zu sein. Zumindest wäre das zur Abwechslung mal etwas, wofür ich mich auch tatsächlich interessierte. Und niemand würde von mir verlangen, auf der Stelle irgendwelche Gelübde abzulegen ... Heimlich fuhr ich nach Bonn, informierte mich über das Studium und die Priesterausbildung und schrieb mich ein.

Jetzt brauchte ich nur noch einen Plan, wie ich das meinen Eltern beibringen sollte. Denn dass die alles andere als begeistert sein würden, war mir klar. Ich nahm all meinen Mut zusammen (und mein mit Ferienjobs verdientes Geld) und lud sie – was sonst nie vorkam – zum Essen ein. Ich wette bis heute, die zwei dachten, sie würden Großeltern! Gesagt habe ich ihnen nur, dass ich Theologie studieren werde, weil ich mehr über Religion und Glauben wissen will. Ich Feigling habe nicht gesagt, »Ich möchte Priester werden«, sondern »Im Priesterseminar kann man günstig wohnen, deswegen habe ich da ein Zimmer«. So konnte ich weiteren Nachfragen entkommen.

In diesem Zimmer habe ich in den folgenden Jahren dann – mal wieder – Stunde um Stunde gebüffelt. Gleich zu Beginn des Studiums musste ich Latein, Griechisch und Hebräisch lernen, weil ich nichts davon in der Schule hatte. Auch später war das Studium für mich sehr lernintensiv, und die Inhalte fand ich eher trocken, aber ich habe es hingenommen: Das war halt der Weg, den ich gehen musste, um Priester werden zu können. Und das

wollte ich schließlich unbedingt ... na ja, ziemlich sicher ... jedenfalls wollte Gott das von mir. Aber wollte ich das? Im neunten Semester kamen mir Bedenken. »Du bist 25 Jahre alt«, dachte ich mir. »Willst du dich wirklich jetzt schon festlegen? Für immer? Was, wenn du es später bereust?« Wohlgermerkt: Die Frage, die ich mir stellte, war: »Will ich das?« Nicht: »Will Gott das?« Dass der mich in seinem Dienst haben wollte, war mir sonnenklar. Ich spürte aber auch die Freiheit, seinen Ruf annehmen oder ablehnen zu können.

### **Zweifellos berufen, aber nicht ohne Zweifel**

Ja, ich glaube, dass Gott einen Plan hat für mein Leben und für das eines jeden Menschen. Dafür spricht für mich schon allein die Tatsache, dass niemand aus eigenem Willen auf diese Welt gekommen ist. Und ja, ich glaube auch, dass Gott in diesem Leben wirkt, dass es so etwas wie göttliche Fügung gibt – einfach, weil ich sie schon zu oft selbst erlebt habe, um sie leugnen zu können. Trotzdem glaube ich auch an die Freiheit und an die Selbstbestimmung des Menschen. Wir sind keine Marionetten, die allein das tun, was ein göttlicher Puppenspieler sie tun lässt. Gottes Liebe zu uns ist so stark, dass er uns sogar die Freiheit schenkt, ihn zu ignorieren. Denn wahre Liebe lässt los. Dass Gottes Liebe uns gleichzeitig loslässt und trotzdem nie fallenlässt, ist für mich im Letzten ein Geheimnis des Glaubens. Und in diesem Glauben habe ich mich damals dazu entschlossen, Gottes Ruf zu folgen.

Noch heute bin ich dafür dankbar, dass ich diese Entscheidung treffen konnte und dass sie mir nicht von außen abgenommen wurde. Ein einzelnes negatives Gutachten (unter vielen positiven) hätte mich nämlich um ein Haar die Zulassung zur Vorbereitung auf die Dia-

## UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Norbert Fink

**Hallo Welt, hier Kirche**

Von einem, der auszog, den Glauben zu rocken

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 224 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-579-08665-1

Gütersloher Verlagshaus

Erscheinungstermin: April 2017

»Wohin Kirche gehört: mitten unter die Menschen!«  
(Norbert Fink)

Was passiert, wenn man sich auf einer Memphis-Reise mit lauter glühenden Elvis-Verehrern als katholischer Priester zu erkennen gibt? Was, wenn man in einer Christmette in der Predigt rappt? Oder eine Trauung live im Fernsehen zelebriert an einem Samstagabend vor einem Millionenpublikum? Dann ist Kirche da, wo sie hingehört: mitten unter den Menschen! Norbert Fink aus Köln rappt und rockt (auch im Gottesdienst) und bringt die frohe Botschaft unter die Leute: »Das Alte muss neu und frisch präsentiert werden.« Er beweist, dass es sich als Katholik im 21. Jahrhundert wunderbar leben lässt – und man als moderner Mensch hervorragend katholisch sein kann.



[Der Titel im Katalog](#)